

aus:

Richter, Horst-Eberhard
(1992, Orig. 1963): Eltern, Kind
und Neurose. Psychoanalyse
der kindlichen Rolle.

Rowoldt: Reinbek

ELTERLICHER KONFLIKT UND KINDLICHE ROLLE

Während eine Reihe anderer Autoren die schädlichen Wirkungen des Kontaktmangels und der Isolierung für das Kind studiert haben (s. S. 36), fragt diese Untersuchung nach den schädlichen Faktoren *existenter* affektiver Beziehungen zwischen Eltern und Kind. Nicht dem Defizit an affektiver Zuwendung, sondern ihrer *qualitativen Modifikation* ist die Analyse gewidmet. Dabei wird die klinische Erfahrung berücksichtigt, daß neurotische Kinder – im Gegensatz zu verwaorsten – durchaus ein zureichendes, nicht selten sogar ein gesteigertes Maß an affektiver elterlicher Zuwendung erleben können. Oftmals findet man Zeichen für eine «erhöhte Intimität der Familiengruppe», wie sie König als Folge der Desintegrationstendenz der modernen Familie beschrieben hat. Während der Soziologe indessen zu Recht auch auf die positiven Auswirkungen erhöhter Intimität, nämlich auf die Möglichkeit einer Bereicherung und Vertiefung der seelischen Entwicklung des Kindes verweist, sieht der Psychiater in seinem eingeschränkten Beobachtungsfeld nur die Kehrseite. Er begegnet vorwiegend den Kindern, die von den affektiven Ansprüchen ihrer Eltern überlastet und in eine ihnen unzutragliche Richtung gedrängt werden.

Es war nun darauf hingewiesen worden, daß die gängigen Modelle, mit denen eine wissenschaftliche Erfassung der pathogenen Affektbeziehungen zwischen Eltern und Kind versucht zu werden pflegt, nicht voll befriedigen. Welches ist die Lücke, die bei diesen geläufigen Modellen offenbleibt, und wie kann sie ausgefüllt werden?

1. Man stellt sich vor, elterliche Einstellungen oder Praktiken wirken ähnlich einer physikalischen Kraft bremsend oder stimulierend auf kindliche Impulse oder Funktionssysteme. Sie hemmen oder stimulieren die kindlichen Triebimpulse bzw. sie schwächen oder steigern im Übermaß die kindliche Ich-Abwehr.

Es ist einleuchtend, daß man die elterlichen Einwirkungen derartig bilanzierend auswerten kann. Aber dieses Modell führt nicht an die unmittelbaren Tatbestände der elterlichen Phantasien und Motive heran, denen das Kind begegnet. Und es hilft auch nicht, den Motivationszusammenhang zwischen den elterlichen Affekten und Verhaltensweisen einerseits und der kindlichen Reaktion andererseits psychologisch evident zu machen. Vielmehr sind diese Erkenntnisse bereits vorausgesetzt, ehe man das Modell überhaupt anwenden kann.

2. Man geht von der Imitations- und Identifizierungstendenz des Kindes aus, die sich je nach seiner Entwicklungsphase und seinem Part-

nervverhältnis mehr oder weniger ausgedehnt entfaltet. Findet man im Kind die gleichen Ängste, Schuldgefühle, Idealvorstellungen, die gleichen neurotischen Symptome und Konflikte wie bei den Eltern vor, so gilt das automatisch als erklärt durch die aktive Tendenz des Kindes, sich mit den Eltern zu identifizieren.

Gewiß ist die Imitations- und Identifikationsbereitschaft im Kind anlagemäßig vorhanden, und sie entfaltet sich notwendigerweise im Verlauf der psychosozialen Entwicklung. Sie ist eine unerläßliche Bedingung der Lernvorgänge und der Charakterformation. Aber die Identifikationen sind keine automatischen Abpiegelungen, und sie werden auch nicht nur durch die kindlichen Liebes- und Haßregungen selektiv beeinflußt. Ihr Verständnis erfordert ebensosehr eine Berücksichtigung der affektiven Erwartungen der Eltern, die offensichtlich Ausmaß und Auswahl der Identifikationen mitbestimmen.

Was suchen die Eltern eigentlich im Kind? Wie sind ihre unbewußten Phantasien beschaffen, die sie auf das Kind beziehen? Gibt es eine Möglichkeit, zu verfolgen, daß und wie das Kind diese Phantasien aufnimmt und sowohl in seinen affektiven Beziehungen zu den Eltern als in seinen Identifikationen verarbeitet? Das sind die Fragen, die im Lichte der vorliegenden Theorien bisher unzureichend beantwortet worden sind.

Die elterlichen Phantasien, die dem Kinde gewidmet sind, enthalten positive Erwartungsvorstellungen: wie das Kind sein soll. Sie enthalten ebenso negative Erwartungsvorstellungen: wie das Kind gerade nicht sein soll. Manche Vorstellungen sind jedoch auch zugleich mit positiven und negativen Affekten besetzt: Das Kind soll so sein, zugleich aber nicht so sein. Zwanghaft drängt sich das Bedürfnis auf, daß das Kind ein bestimmtes Verhalten realisieren möge. Gleichzeitig regt sich Abscheu und das Bedürfnis, das Kind für eben dieses Verhalten zu bestrafen. – Untersucht man nun den gesamten Komplex dieser auf das Kind gerichteten Hoffnungen, Ängste, Strafpulse usw., so kann man regelmäßig finden, daß es sich hier nicht einfach um ein chaotisches Konglomerat handelt, sondern daß die einzelnen Phantasien doch miteinander zusammenhängen und somit ein *strukturiertes Ganzes* bilden.

Es gibt nun einen umschriebenen sozialpsychologischen Begriff, der die strukturierte Gesamtheit der auf eine Person gerichteten Erwartungen bezeichnet und somit in diesem Zusammenhang verwendet werden kann: Das ist der *Begriff der Rolle*. E. L. und R. E. Hartley¹¹⁰ definieren die soziale Rolle als:

«... die strukturierte Gesamtheit aller Erwartungen, die sich auf die Aufgaben, das Benehmen, die Gesinnungen, Werte und wechselseitigen Beziehungen einer Person richten, die eine spezifische Gruppenposition innehat und in der Gruppe eine bestimmte Funktion erfüllen muß.»

Wenn die Sozialpsychologie von der «Rolle» des Kindes in der Familie spricht, so meint sie damit allerdings weniger die dem Kind geltenden Erwartungen, die den spezifischen unbewußten Phantasien der Eltern entstammen. Dort wird der Rollenbegriff zumeist allgemeiner und mehr behaviouristisch verstanden. Er bezieht sich in erster Linie auf allgemeine Verhaltensmuster des Kindes, die von der Gesellschaft her vorge-schrieben und dem Kind von den Eltern vermittelt werden. Man spricht von der «Rolle des Kleinkindes», von der «Rolle des Pubertierenden», von der «Rolle des Jungen» im Gegensatz zur «Rolle des Mädchens». Es wird der durchgängige Zusammenhang zwischen den Normen größerer sozialer Gruppen, denen sich die Familie fügen muß, und der kindlichen Rolle aufgewiesen. –

Es ist nun klar zu definieren, in welchem speziellen psychoanalytischen Sinn der Begriff «Rolle des Kindes» hier von dem allgemeineren Rollenbegriff der Sozialpsychologie abgehoben werden soll.

Als *kindliche Rolle* sei in dieser Untersuchung *das strukturierte Gesamt der unbewußten elterlichen Erwartungsphantasien gemeint, insofern diese dem Kind die Erfüllung einer bestimmten Funktion zuweisen*.

Es ist zunächst zu begründen, ob und in welcher Weise es möglich ist, aus den unbewußten Erwartungen der Eltern die Phantasie einer «bestimmten Funktion» des Kindes herauszulesen, die als «Leitmotiv» aus der Fülle der auf das Kind gerichteten Wünsche, Ängste, Aggressionen usw. extrahiert werden kann.

Die Beantwortung der Frage nach dem «Leitmotiv» erfordert zunächst eine Vorbemerkung. Die psychoanalytische Erfahrung lehrt, daß solche Eltern, die unter dem Einfluß ihrer unbewußten Erwartungen bei ihren Kindern eine neurotische Störung begünstigen, selbst unter dem Druck affektiver Konflikte zu stehen pflegen. Sie saugen das Kind gewissermaßen in ihren eigenen Konflikt hinein. Allgemein formuliert wird dem Kind dabei die Funktion zugewiesen, den Eltern zu einer Entlastung von ihrer Konfliktspannung zu verhelfen.¹¹¹ *Die Rolle des Kindes bestimmt sich also aus der Bedeutung, die ihm im Rahmen des elterlichen Versuches zufällt, ihren eigenen Konflikt zu bewältigen.*

Die Erwartung nun, daß sich aus der Struktur des elterlichen Konfliktes vielleicht schon automatisch eine bestimmte Einstellung zum Kind herleiten lassen könnte, bestätigt sich nicht. Die Natur des Konfliktes besagt noch nicht, *wie* das Kind in diesen einbezogen wird. Ein und derselbe mütterliche Konflikt kann zum Beispiel zu sehr unterschiedlichen affektiven Ansprüchen an das Kind disponieren; sonst würden wir ja nicht die allbekannte Beobachtung machen können, daß eine konflikt-behaftete Mutter zu mehreren Kindern auffallend differente Einstellungen zu beziehen vermag.

Also genügt es eben nicht zu wissen: Wie sieht der elterliche Konflikt aus? Vielmehr ist genau zu prüfen: In welcher besonderen *Funktion* soll das Kind zur Konfliktbewältigung verhelfen? Damit stellt sich aber wieder die Frage: Lassen sich überhaupt einzelne bestimmte kindliche Funktionen angeben, auf die hin das Gesamt der unbewußten elterlichen Erwartungen konvergiert?

DIE BESTIMMUNG DER KINDLICHEN ROLLE DURCH ELTERLICHE «ÜBERTRAGUNGEN» UND «NARZISSTISCHE PROJEKTIONEN»

Es wird im folgenden entwickelt werden, daß die Eltern, motiviert durch einen eigenen Konflikt, dem Kinde entweder die Rolle eines Ersatzes für einen *anderen Partner* oder die Rolle eines Substituts für *einen Aspekt ihres eigenen Selbst* zuzuweisen bestrebt sind. In der jeweiligen besonderen Repräsentanz – innerhalb der unbewußten elterlichen Phantasien – soll das Kind dann die Funktion der Konfliktentlastung für die Eltern erfüllen. – Wie kommt das Kind aber erst einmal zu dieser Bedeutung als Substitut für eine andere Person oder für einen Aspekt des eigenen (elterlichen) Selbst? Welche psychodynamischen Vorgänge sind hier in den Eltern wirksam? Zwei Prozesse sind dabei im Spiel, die einer Erläuterung bedürfen: die «Übertragung» und die «narzißtische Projektion».

Als «Übertragung» hat Freud gewisse psychodynamische Prozesse bezeichnet, die er zunächst als charakteristisch für die affektive Beziehung zwischen einem neurotischen Patienten und einem psychoanalytischen Arzt aufgedeckt hat:

««Übertragung» nennt man die auffällige Eigentümlichkeit der Neurotiker, Gefühlsbeziehungen zärtlicher wie feindseliger Natur zu ihrem Arzt zu entwickeln, die nicht in der realen Situation begründet sind, sondern aus der Elternbeziehung (Odius-Komplex) der Patienten stammen.»¹¹²

Der Analysand ist im Verlauf der Behandlung beim Psychoanalytiker geneigt, auf diesen Wünsche, negative Impulse, Ängste usf. zu richten, die ursprünglich auf den Vater, die Mutter, aber auch die Geschwister bezogen waren. Er erhofft vom Arzt vielleicht Nacherfüllung an Bestätigung, die ihm früher der Vater versagt hatte. Zugleich mag er von ihm die gleiche Strenge zu ernten fürchten, die den Vater gekennzeichnet hatte. Jenen läßt er seine Racheimpulse fühlen, die er diesem stets zuge-dacht hatte. So würde also eine «Vater-Übertragung» eines Patienten darin bestehen, daß er unbewußt dem Arzt die Wesenszüge des Vaters beilegt und an ihm einen Konflikt zum Austrag bringt, der sich ursprünglich an der Person des Vaters entzündet hatte.

Freud hat allerdings darauf aufmerksam gemacht, daß in der Übertragung nicht nur das Bedürfnis des Betreffenden zum Vorschein kommt, an dem neuen Partner alte Enttäuschungen gewissermaßen zu reparieren. Vielmehr zeige sich, daß in der Übertragung auch stets ein unbewußter «Wiederholungszwang» wirke: Die Patienten arrangieren in der Übertragung vielfach nicht bessere Lösungen für ihre alten Partner-

probleme. Sie provozieren im Gegenteil zumeist auch die alten Enttäuschungen aufs neue.¹¹³ Sie erstreben zwar einerseits beim Analytiker die Nacherfüllung unbefriedigter Wünsche, aber sie mobilisieren zugleich auch wieder ihre alten Abwehrmechanismen, mit denen sie den Erfolg der Strebungen wieder selbst zunichte machen.

Ähnliche Übertragungs-Prozesse wie zwischen Patient und Analytiker spielen sich nun auch sehr häufig zwischen Eheleuten, Freunden, Arbeitskollegen und – allgemein formuliert – Mitgliedern kleiner Gruppen mit stärkeren persönlichen Gefühlsbindungen ab. So findet sich die Übertragung also auch in der affektiven Beziehung zwischen Eltern und Kind. Eltern mit chronischen neurotischen Konflikten neigen oft unbewußt dazu, mit Hilfe ihres Kindes eine alte traumatische Konstellation neu zu beleben. Sie bringen dem Kind Gefühle entgegen, mit denen sie eigentlich gar nicht das Kind selbst «meinen», sondern einen anderen, vielleicht längst verschwundenen Partner. Das Kind muß völlig unschuldig zum stellvertretenden Repräsentanten für jene Figur des biographischen Hintergrundes herhalten. Es wird ihm dessen Rolle aufgenötigt. Begünstigt werden solche Eltern-Kind-Übertragungen dadurch, daß sich beim Kind tatsächlich bestimmte Einzelmerkmale finden, die den Merkmalen der Partnerfiguren entsprechen oder zumindest sehr ähnlich sind, von denen Vater oder Mutter unbewußt die Brücke zum Kind zu schlagen trachten.

C---)

Die Übertragung in der Eltern-Kind-Beziehung kann also dazu führen, daß der Vater oder die Mutter das Kind unbewußt in die Rolle eines Äquivalents für einen anderen Partner versetzt und dem Kind stellvertretend für jenen affektive Erwartungen, Ängste, Racheimpulse usw. zuwendet. Der jeweilige Elternteil wird in der Übertragung stets dazu neigen, mit Hilfe des Kindes genau die ursprüngliche Konflikt-Konstellation zu reproduzieren, um seine unverarbeiteten emotionalen Spannungen endlich zu einer Lösung bringen zu können. Die möglichen verhängnisvollen Wirkungen auf das – im psychologischen Sinne – mißbrauchte Kind werden in den folgenden Abschnitten ausführlich beschrieben werden.

Auch bei den sogenannten «narzißtischen Projektionen»¹¹⁴ handelt es sich darum, daß die Eltern in das Kind Merkmale oder Tendenzen «hineinsehen», die in Wirklichkeit ihren eigenen Konflikten entstammen. Nur «verwechseln» die Eltern das Kind diesmal nicht mit einem anderen Partner, sondern gewissermaßen mit sich selbst. Ohne bewußte Absicht suchen sie im Kind Aspekte ihres eigenen Selbst. Eine normale und alltägliche narzißtische Projektion besteht zum Beispiel darin, daß Eltern dringend vom Kind erhoffen, daß es Ziele erreichen soll, die sie selbst verfehlt haben. Sie erleben das Kind als positive Fortsetzung des eigenen Selbst und wollen sich durch seine Erfolge für die eigenen Mißerfolge entschädigen. In Extremfällen ist die in den Eltern wohnende Konfliktspannung so stark, daß sie – obzwar unbewußt – die gesamte kindliche Lebensgestaltung unter dem Gesichtspunkt kontrollieren und regeln zu müssen glauben, als handle das Kind immer nur stellvertretend für sie selbst, als entscheide es über ihr Glück bzw. ihre Schuld.

Entscheidendes Wesensmerkmal und differentia specifica gegenüber der «Übertragung» ist der Umstand, daß die Eltern im Kind nicht einen Ersatz für einen anderen Partner suchen, sondern eine Projektionsfläche ihres eigenen Selbst. Typen-Unterschiede der narzißtischen Projektionen beruhen darauf, daß Eltern erstens ihr Abbild schlechthin, zweitens den positiven Aspekt, drittens aber auch den negativen Aspekt des eigenen Selbst auf das Kind projizieren können. Je mehr sie mit sich selbst unzufrieden sind, um so eher fordern sie vom Kind die Erfüllung der Rolle eines erlösenden Wunderkindes – oder umgekehrt der Rolle eines «Sündenbocks», der sie von eigenen Schuldgefühlen entlasten soll.

(---)

Es sei noch kurz überlegt, welche allgemeinen Bedingungen den «Übertragungen» und «narzißtischen Projektionen» zugrundeliegen, die auf das Kind gerichtet werden. Die beiden unterschiedlichen Prozesse verweisen auf die zwei Grundrichtungen der kindlichen Triebentfaltung zurück. Freud formuliert: «Wir sagen, der Mensch habe zwei ursprüngliche Sexualobjekte: sich selbst und das pflegende Weib...»¹¹⁵ Seine Libidotheorie fußt auf der Annahme, daß zunächst alle Libido im kindlichen Ich ruhe («primärer Narzißmus») und erst von hier aus an andere Personen («Objektbesetzung») abgegeben werde. Die ursprüngliche «Libidobesetzung» des Ich verhalte sich zu den «Objektbesetzungen... wie der Körper eines Protoplasmatierchens zu den von ihm ausgeschiedenen Pseudopodien»¹¹⁶. Im Zustand des «primären Narzißmus» hat das Kind noch kaum affektives Interesse für seine Umwelt. Es lebt noch ganz in sich selbst. Die «Objektbesetzung» führt dann zur Anlehnung an «die Personen, welche mit der Ernährung, Pflege, dem Schutz des Kindes zu tun haben». Alle späteren Partnerverhältnisse spiegeln – wie Freud zeigt – die eine oder andere der beiden frühkindlichen Libidopositionen wider: Die narzißtische Selbstliebe oder die Anlehnung an die schützende Elternfigur. Der Mensch verfährt in allen seinen Partnerbeziehungen entweder nach dem «narzißtischen Typ» oder nach dem «Anlehnungstyp». Er sucht im Partner Aspekte des eigenen Selbst oder Aspekte von Personen, von denen er in der Kindheit abhängig war. Während die Partnerbeziehung nach dem «Anlehnungstyp» leicht durch-

schaubar ist, bereitet der «narzißtische Typ» der Partnerbeziehung dem Verständnis eher Schwierigkeiten. Diesen Typ hat Freud zunächst bei Perversionen, speziell bei Homosexuellen, entdeckt: «Wir haben, besonders bei Personen, deren Libidoentwicklung eine Störung erfahren hat, wie bei Perversen und Homosexuellen, gefunden, daß sie ihr späteres Liebesobjekt nicht nach dem Vorbild der Mutter wählen, sondern nach dem ihrer eigenen Person. Sie suchen offenkundigerweise sich selbst als Liebesobjekt, zeigen den narzißtisch zu nennenden Typus der Objektwahl. In dieser Beobachtung ist das stärkste Motiv zu erkennen, welches uns zur Annahme des Narzißmus genötigt hat.» – Daß der narzißtische Typ aber auch in der Eltern-Kind-Beziehung eine wichtige Rolle spielen kann, hat Freud ebenfalls bereits beschrieben.¹¹⁷

Der Unterschied von «Übertragung» und «narzißtischer Projektion», wie er im vorigen herausgearbeitet wurde, läßt sich also zurückverfolgen bis zu dem Unterschied der beiden Elementarformen menschlicher Partnerbeziehungen, der Anlehnungs-Beziehung und der narzißtischen Beziehung. Diese Zurückführung auf frühere Entwicklungsformen bedeutet freilich noch keine Lösung des Problems, warum eine Gruppe von Müttern und Vätern auf ihr Kind vorzugsweise eine «Übertragung», eine andere Gruppe aber eine «narzißtische Projektion» vollziehen. Von welchen speziellen Bedingungen hängt es ab, ob die Eltern das Kind in ihren unbewußten Phantasien zum Substitut eines anderen Partners oder eines Aspektes ihrer selbst machen? Ist dafür ihre allgemeine Persönlichkeitsstruktur, die Besonderheit ihrer etwaigen neurotischen Symptome oder die Struktur ihrer sonstigen sozialen Beziehungen wichtig, oder wirken alle diese Faktoren zusammen? Diese Frage ist vorerst nicht zu entscheiden. S. Freud selbst äußert sich zu diesem Thema auch recht unbestimmt: Wir «ziehen die Annahme vor, daß jedem Menschen beide Wege der Objektwahl offenstehen [gemeint sind der Anlehnungstyp und der narzißtische Typ. Der Verf.], wobei der eine oder der andere bevorzugt werden kann.»

(Ausschnitte S. 76-79)

barkeit ist viel wichtiger als die Intention, das Kind selbst zu erfreuen. – Aus der Heftigkeit der Vorwürfe gegen das Kind ist übrigens zu entnehmen, daß eine derartige Mutter eigentlich ebenso bereits die *Enttäuschung* wie die Liebeserfüllung antizipiert. Und es ist offenbar nicht korrekt zu sagen, die Mutter wolle nur ihre seit der frühen Kindheit unterdrückten Hingabewünsche ausleben. Sie erwartet eigentlich unbewußt von vornherein, daß das Kind sie genau so zurückstoßen werde wie früher die eigene Mutter. Der Haß auf die versagende Mutter steckt also von Anfang an in der Einstellung zum Kind mit darin und trägt um so sicherer dazu bei, daß sie sich die gleiche Frustration wie ehemals verschafft. Sie konstatiert also unbewußt die frühere traumatische Situation, trotz aller Hoffnungen, den alten Konflikt endlich zu bewältigen.

Das kindliche Benehmen der Mutter kann sich auch eindrucksvoll darin verraten, daß sie sich in abnormer Weise den Wünschen ihres Kindes unterwirft. In der Angst, dem Kind irgendwelche Ansprüche abzuschlagen, lebt oft nahezu das Schuldgefühl wieder auf, das früher die Unterwürfigkeit gegenüber den eigenen Eltern determiniert hatte. Derartige Mütter schaffen durch ihre Unselbständigkeit und Entschlußlosigkeit oft eine so unsichere Atmosphäre, daß das Kind mit seinen Impulsen wie in eine Art Vakuum vordringen kann, ja letzten Endes auch soll, weil die Mütter gerade dem Kind gegenüber unbewußt eine abhängige Rolle spielen wollen.

Natürlich reichen derartige Hinweise keineswegs aus, bereits definitiv eine Elternfigur-Ersatz-Rolle des Kindes zu diagnostizieren. Dazu bedarf es vielmehr erst einer längeren Erfahrung mit fortgesetzten Interviews, Beobachtungen der Wechselbeziehung zwischen Eltern und Kind, Einfühlung in die kindlichen Phantasien bei projektiven Tests und Spielen.

Nachstehende Krankengeschichte aus unserem Untersuchungsgut soll veranschaulichen, wie sich eine Mutter-Kind-Beziehung unter der Bedingung einer Mutter-Substitut-Rolle des Kindes entwickeln und wie die Rolle sich in der entstehenden kindlichen Neurose widerspiegeln kann. Die Längsschnitt-Beobachtung dieser Familie (D. M.) erstreckt sich über einen Zeitraum von siebeneinhalb Jahren.

Beispiel:

Krankengeschichte Dagmar M., geb 1950.

Vorgeschichte: Dagmar ist Einzelkind. In der näheren Aszendenz sind keine psychiatrischen Erleiden bekannt. Die Mutter, Frau M., eine zwangsneurotische, ängstliche Frau, berichtet über eine konfliktreiche eigene Kindheit. Ihre eigene Mutter lebte in einer unglücklichen Ehe

mit einem unzuverlässigen, arbeitsscheuen Handelsvertreter, der ihre Arbeitskraft ausnutzte und sie oft betrog. Sie weinte und lamentierte viel und machte D.s Mutter schon sehr früh zu ihrer Vertrauten, indem sie ihr alles von ihrem Mann erlittene Ungemach berichtete. Frau M. erinnert sich, daß sie zuerst ein recht störrisches, eigenwilliges Kind war. Sie leistete sich allerhand kleine Boshaftigkeiten. Zum Beispiel machte es ihr Spaß, Insekten auseinanderzureißen. Allmählich entwickelte sich ihr Mutter-Verhältnis dahin, daß sie in beständiger Angst lebte, ihrer Mutter könnte etwas passieren. Jedesmal, wenn die Mutter wieder ein Weh klagte, fühlte sie sich daran schuldig: «Wenn ich bei meiner Mutter auf dem Schoß saß, hatte ich immer Angst, ihr wehe zu tun. Wenn sie Kopfwieh hatte, dachte ich, ich hätte sie zu sehr geärgert. Wenn sie weinte, gab ich mir dafür die Schuld... Meine schlimmste Befürchtung war, daß meine Mutter einmal sterben könnte. Das war eine richtige Zwangsvorstellung, die mich immer wieder befiel.» Sie glaubte, sie müßte ihrer Mutter alle Schwierigkeiten aus dem Weg räumen und sie von allen Kümernissen befreien, über die diese sich ständig beklagte. Tatsächlich lamentierte ihre Mutter beständig über irgendwelche Gebrechen und knüpfte daran hypochondrische Befürchtungen, die sie ihrer Tochter in schwärzesten Farben ausmalte. Frau M. hatte stets ein schlechtes Gewissen, wenn sie mal an ein eigenes Vergnügen dachte. Als sie zum erstenmal mit ihrem späteren Mann, D.s Vater, ausgehen wollte, brachte sie dies erst fertig, nachdem sie vorher der Mutter noch die Wäsche gewaschen hatte, obwohl dies gar nicht dringend gewesen wäre.

Es erhebt sich hier nebenbei die Frage, wie es gekommen sein mag, daß Frau M. seit ihrer Kindheit ständig von derartigen Schuldgefühlen und Ängsten gegenüber ihrer Mutter geplagt war. Eigentlich hätte sie doch ein «gutes Gewissen» gegenüber der Mutter haben können, da sie für diese – so war es ihr in ihren späteren Erinnerungen jedenfalls lange Zeit nur bewußt – stets nur Liebe empfand, während sie den Vater, welcher der Mutter so viel Leiden bereitet hatte, affektiv ablehnte. – Erst im Bericht über die psychologische Betreuung der Familie wird diese Frage eine Antwort finden. Es wird verständlich werden, daß Frau M.s düstere Befürchtungen und Schuldgefühle gegenüber der Mutter in verdrängten «ödipalen» Aggressionen wurzelten.

Frau M. heiratete einen Angestellten, einen stillen, ganz seinem Beruf lebenden Mann. Es stellte sich heraus, daß er ebenfalls eine ängstliche, gehemmte Natur war. Sie zog mit ihm in eine andere Stadt. Als eines Tages die Nachricht eintraf, daß ihre Mutter im Sterben lag, verzögerte sich wegen ungünstiger Umstände ihre Abreise, so daß sie erst nach dem Tod der Mutter an deren Sterbelager eintraf. Dieses «Versäumnis» hat sie nie überwunden. Sie wurde den Gedanken nicht los, sie hätte die

Verzögerung vermeiden und die Mutter also noch bei Lebzeiten aufsuchen können. Ja, sie hätte vielleicht sogar noch Hilfe leisten können, so daß die Mutter gar nicht gestorben wäre. Die Zwangsvorstellung, sie habe eigentlich den Tod der Mutter verschuldet, setzte sich hartnäckig in ihr fest und verursachte eine chronische Verstimmung.

Sie selbst hatte sich nie ein Kind gewünscht. Als der Arzt ihr aber riet, ein Kind würde ihr helfen, ihre Verstimmung zu überwinden, willigte sie schließlich ein. Sie wurde – nach 13jähriger Ehe – schwanger und freute sich zuletzt sogar sehr auf die Geburt. Sie hoffte, daß es eine Tochter werden würde. Unmittelbar vor dem Geburtstermin stellten sich erstmalig massive Befürchtungen ein, das Kind könnte zu Schaden kommen und sterben. Nach der Entbindung verstärkten sich diese zwangshaften Befürchtungen noch und ließen sie kaum noch zur Ruhe kommen. Fortgesetzt plagte sie der Gedanke, sie könnte an D. etwas falsch machen, sie könnte ihr wehe tun, sie könnte sie vernachlässigen. Ferner mußte sie immerfort denken: «Das Kind ist mir wie ein Wunder geschenkt worden. *Ich muß an dem Kind etwas gutmachen.*» Sie ließ nie jemand anders an das Kind heran. Sie mußte es immerfort unter Kontrolle haben. In jedem unbewachten Augenblick hätte sich ja ein Unglück ereignen können. Nachts hatte sie Angstträume, in denen sie die sterbende Mutter vor sich sah. Manchmal verwandelte sich die Mutter in D.

Sobald D. schrie, schlecht Nahrung aufnahm oder verstopft war, eilte sie mit dem Fieberthermometer herbei und holte den Arzt. Nichts schreckte sie so sehr wie die Sorge, D. könne krank werden. Hatte das Kind einen leichten Schnupfen, hielt die Mutter bei ihr Nachtwache. Als sie im fünften Monat aus Mangel an Nahrung abstillen mußte, litt sie wiederum unter schweren Schuldgefühlen und quälte sich noch einige Wochen mit den verschiedensten Maßnahmen, um ihre Stillfähigkeit wiederherzustellen. Noch heute fürchtet sie, das angeblich verfrühte Abstillen sei für das Kind von schwerem Nachteil gewesen. Da D. öfters eine etwas träge Verdauung hatte, ging sie bald dazu über, dem Kind täglich Einläufe zu applizieren. Später verabreichte sie zusätzlich regelmäßig Abführtabletten. Eine nicht minder große Sorge bereitete das Füttern. D. trödelte beim Essen und war ausgesprochen «mäkelig». Vieles schmeckte ihr nicht, und oft aß sie nur kleine Portionen. Damit versetzte sie die Mutter indessen wieder in ängstliche Unruhe. Diese verging fast vor Sorge, D. könnte, wenn nicht gar verhungern, so doch derart abgezehrt und anfällig werden, daß sie widerstandslos der ersten Krankheit erliegen würde. Sie bat, flehte und versprach alles mögliche, nur um D. zum Essen zu bewegen. Sie lief ihr schließlich fast den ganzen Tag über mit «Leckerhäppchen» nach. Sämtliche Pflegemaßnahmen betrieb sie

derart mit einer ängstlichen Polypragmasie. Sie ließ sich nur Einhalt gebieten, wenn D. Unmut äußerte. Sobald das Mädchen ärgerlich schien oder über Schmerzen klagte, bildeten sich bei der Mutter Schuldvorstellungen, und sie tat sofort alles, um das Kind zufriedenzustellen.

D. blieb so eigentlich gar nichts anderes übrig, als eine auf die Matrice der mütterlichen Gefügigkeit passende Anspruchshaltung zu entwickeln. Schlug man ihr einen Wunsch ab, tyrannisierte sie die Mutter unverzüglich mit schlechter Nahrungsaufnahme. So «bestrafte» sie die Mutter für eine kleine Versagung damit, daß sie für den Verzehr eines Brötchens über eine Stunde benötigte oder überhaupt einen kleinen Hungerstreik demonstrierte. Selbst die Stuhlentleerung wurde von ihr schließlich als taktisches Instrument gebraucht. Da jede Verzögerung der Exkretionen bei der Mutter hypochondrische Befürchtungen auslöste, machte D. ihre Bereitschaft, ein «Drückerchen» zu probieren, vielfach von Gegenleistungen der Mutter abhängig. Bereits im vierten Jahr setzte sie sich nur noch auf die Toilette, wenn sie dabei ein Bilderbuch ansehen durfte und zur Belohnung für die vollzogene Exkretion einen Bonbon oder Schokolade erhielt. Außerdem verlangte sie, daß die Mutter ihr im Augenblick des Stuhl-Absetzens die Hände drückte. Die Mutter fügte sich, um ihr dadurch die «Qual» zu erleichtern. Oft reagierte D. auf die mütterliche Aufforderung, sich auf die Toilette zu setzen, mit der Gegenfrage, ob sie am Vortag Stuhlgang gehabt hätte. Wurde die Frage von der Mutter bejaht, erklärte D. regelmäßig, dann werde sie erst morgen «Drückerchen» machen. In dieser Weise nützte D. mit der Zeit den ihr durch die mütterliche Überbesorgtheit gebotenen Spielraum bis zum Äußersten aus.¹²⁷

Sie rekapitulierte, natürlich ohne sich dessen bewußt zu sein, das Verhaltensmuster der verstorbenen Großmutter, die bekanntlich in sehr ähnlicher Weise D.s Mutter ständig mit ihren körperlichen «Störungen» gequält und sie in Abhängigkeit gehalten hatte. Damit war D. nun voll in die ihr von der Mutter präparierte Rolle eingetreten. Denn daß die Einstellung der Mutter von vornherein von dem Motiv beherrscht war, auf D. ihr Mutter-Problem zu übertragen, läßt sich aus dem bisher Mitgeteilten schon vermuten. Weitere Belege werden folgen.

Mit der Zeit vermehrten sich D.s Erziehungsschwierigkeiten. Das Kind konnte nicht allein spielen. Aus dem Kindergarten war sie schreiend davongelaufen. Die Mutter durfte ihr nicht einen Augenblick von der Seite weichen. Zu jeder Besorgung mußte D. mitgenommen werden, da sie nicht einen Moment allein in der Wohnung verblieb. Abends verlangte sie, daß die Mutter sich gleichzeitig neben ihr ins Bett legte. Weigerte sich die Mutter, klagte sie ihr prompt irgendwelche Schmerzen vor, bis man ihr nachgab. «Den ganzen Tag über spannt sie mich für ihre

Zwecke ein!» berichtete die Mutter. «Ich zerreiße mich vollständig für sie.» Bis zu welchem extremen Ausmaß ihre kindliche Gefügigkeit gegenüber D. reichte, verriet die Mutter auch durch folgende Schilderung: Sie und ihr Mann pflegten abends mit einem befreundeten Ehepaar Quartett zu singen. Das Gelingen dieser Gesangs-Abende hing schließlich ganz und gar von D.s gnädiger Duldung ab. Fühlte sich D. nicht genügend beachtet oder hatte sie einfach keine Lust, den Gesang über sich ergehen zu lassen, schrie sie so lange wütend dazwischen, bis die Mutter ihr zuliebe das Singen abbrach. Der Vater wagte mit Rücksicht auf seine Frau nicht einzuschreiten. Nur nach Erhalt von Sondergeschenken oder bestimmten Versprechungen ließ sich D. mitunter dazu herbei, das Abrollen des gesamten Gesangsprogramms zu tolerieren.

Brachte es die Mutter doch gelegentlich übers Herz, mit D. zu schimpfen, wenn diese sich unausstehlich benahm, setzte das Mädchen prompt eine «Leidensmiene» auf und klagte, ihr sei übel. Sofort war die Mutter eingeschüchtert und machte sich noch hinterher Vorwürfe, D. «wehe getan» zu haben.

September 1954, als D. also vier Jahre alt war, wurde der Mutter vom Kinderarzt geraten, das Kind psychiatrisch untersuchen zu lassen. Es ergaben sich folgende *Befunde* und *Beobachtungen*:

Körperlich: Zierliches, asthenisches Mädchen. Die Körperform ist in ihren Proportionen altersgemäß. Der Ernährungs- und Kräftezustand ist ausreichend. Bei der äußeren organischen Durchuntersuchung sind keine krankhaften Veränderungen festzustellen.

Psychisch: Da mehrere Versuche, D. von der Mutter zu trennen, an Angst-Ausbrüchen des Kindes scheitern, läßt sich erst bei der zweiten und dritten Vorstellung eine längere psychologische Beobachtung durchführen.

D. erweist sich dabei als ein sehr bewußt, reflektierendes Kind von rascher Auffassung. Ihre «altkluge» Ausdrucksweise wirkt in ihrer Geziertheit und Manieriertheit ausgesprochen komisch.

Nachdem sie ihre anfängliche exzessive Ängstlichkeit überwunden und etwas mehr Sicherheit erlangt hat, legt sie mehr und mehr ein herrisches, anmaßendes Gebaren an den Tag. Sie erzählt prahlerisch von ihren Fähigkeiten. Plötzlich ruft sie aus: «Wenn die Mutter jetzt nicht kommt, dann schrei ich ihr aber in die Ohren!» Auf die Frage, was die Mutti denn daraufhin machen werde, sagt sie mit drohendem Unterton: «Das werden wir ja mal sehen!» Sie hantiert mit einer Quietschpuppe und verrät: «Ich würde gern so laut quietschen, daß meine Mutti nebenan einen ganz dollen Schreck bekommt.»

Sie horcht immer wieder, ob sie aus dem Nebenzimmer die Stimme

der Mutter erlauschen kann. Fortgesetzt schwankt sie offensichtlich zwischen der Angst, daß die Mutter weggehen, sie allein lassen könnte, und der Wut über die von der Mutter erlittene Zumutung. – Ähnlich gestaltet sich ihre Kontaktaufnahme uns gegenüber. Nachdem sie sich etwas eingewöhnt hat, beginnt sie, die Ärztin zu kommandieren. Sie gibt ihr zum Beispiel die Figuren des Sceno-Test-Baukastens in die Hand und befiehlt: «Stell das dahin! Und das stellst du hierhin!» Zugleich forscht sie ständig mit furchtsamen Blicken, wie man auf sie reagieren werde. Ihre zwischen Angst und aggressiven Machtansprüchen hin und her pendelnden Affekte halten sie so in Spannung, daß sie sich kaum eine Minute auf eine sachliche Beschäftigung wie Malen, Bauen oder dergleichen konzentrieren kann.

Es wird allmählich deutlich, daß sie im Hintergrund tief mißtrauisch ist, ob sie sich auf die Zuwendung und den Schutz des Partners verlassen kann. Ihr komisch wirkendes gebieterisches Gebaren imponiert als der Versuch, sich die Kontinuität des Kontaktes zu erzwingen, deren sie bei passiverem Verhalten verlustig gehen könnte. Etwa in dem Sinne: «Ich fühle mich meiner Umgebung nur sicher, wenn ich sie aktiv beherrsche und kontrolliere.» – Zugleich möchte sie sich offenbar dafür rächen, daß sie sich abgelehnt fühlt. Ihre Aggression ist in ihrer Heftigkeit doch nur so zu verstehen, daß D. glaubt, die Mutter nunmehr bei der Absicht ertappt zu haben, sie wegzustoßen.

Diagnose: Neurose mit phobischen Zügen und funktionellen Magen-Darmstörungen.

Verlauf: Im Verlauf der 7^{1/2}jährigen Betreuung kamen zunächst D.s Geltungs- und Herrschaftsansprüche, durch die infantile Gefügigkeit der Mutter weiterhin provoziert, eher noch eindrucksvoller zum Vorschein. Als sie mit fünf Jahren für eine Woche bei einer Tante untergebracht wurde, verlangte sie, daß die Tante morgens nicht vor ihr aus dem Bett aufstand. Als diese das dennoch tat, schlug D. sie und schalt sie: «Olle Doofel!» Der Mutter verriet sie, daß sie zu ihr insgeheim oft «olle Sau» oder «du Aas» sage. In Wutanfällen stieß sie die Mutter sogar mit Füßen. Als eine andere Frau auf der Straße einen Hund schlug, erklärte D. ihrer entsetzten Mutter: «Am liebsten würde ich die Frau jetzt vom Auto überfahren lassen.» Obwohl für eine Beaufsichtigung D.s vorgesorgt war, vereitelte das Mädchen mehrere Versuche der Eltern, ins Kino zu gehen. Stolz berichtete sie in unserer Sprechstunde: «Vati und Mutti wollten ins Kino gehen. Da habe ich so lange gequengelt, bis sie keine Karten mehr bekommen konnten. Ins Kino dürfen die nicht ohne mich.» – Übrigens haben die Eltern erst kürzlich, also nach über 7jähriger Beobachtung, erstmalig gewagt, abends gemeinsam auszugehen und die

fast 12jährige Tochter allein zu lassen. Prompt verlangt D., der Vater müsse dann wenigstens zur Entschädigung eines Nachmittags mit ihr ins Café gehen. Dann müsse die Mutter allein zu Hause bleiben. Also man sieht: Sofort bekommt die Mutter ihre Strafe dafür, wenn sie sich D. einmal entziehen will.

Wenn die Mutter andere Kinder nach Hause einlud, durften diese nur D.s Befehle ausführen. Sie duldeten keinerlei Widerspruch. Die Wochen nach der Einschulung verliefen dramatisch. D. brauchte lange Zeit, ehe sie ohne Weinen und Angstäußerungen die Schule betrat. Die Mutter mußte sie das ganze erste Jahr hindurch hinbringen und abholen. Im Unterricht wollte sie bald tonangebend sein. Fühlte sie sich von der Lehrerin nicht genügend beachtet, unterhielt sie sich demonstrativ mit den Mitschülern oder störte auf andere Art den Unterricht. Die Lehrerin wußte sich oft nicht anders zu helfen, als D. isoliert von den übrigen Kindern zu placieren. Die D. von den Lehrern erteilten Prädikate lauteten: «vorlaut», «schwatzhaft», «altklug», «geltungsbedürftig», «widersätzlich». D.s Grundeinstellung zur Schule, letztlich zu aller leistungsfordernden Autorität überhaupt, ist in einer Äußerung zusammengefaßt, die sie in unserer Sprechstunde bot: «Wenn ich wieder eine Drei kriege, verbrenne ich mein Heft!» Eine Einordnung in den Klassendurchschnitt kommt für sie nicht in Frage. Entweder muß die Lehrerin sie als die Beste anerkennen, oder sie möchte die Lehrerin durch Verbrennen des Heftes bestrafen. So setzt sich bei ihr das seit der Kleinkindphase eingeschliffene Verhaltensmuster linear fort. Einerseits hat sie überdurchschnittliche Angst vor der Schule und fühlt sich dort stets bedroht, andererseits besteht sie darauf, die Rolle der kleinen Königin weiterzuspielen und ihren Eigenwillen unumschränkt durchzusetzen.

Wie zu erwarten war, hatte D. mit den anderen Kindern in der Schule laufend Schwierigkeiten. Es kam vor, daß sie verzweifelt in Tränen ausbrach, nur wenn ihre Meinung nicht anerkannt wurde oder die anderen nicht das taten, was sie wollte. Bis auf den heutigen Tag hat sie keinerlei engeren Kontakt zu einer Altersgenossin gefunden. Gelegentliche Spielgemeinschaften kamen nur mit jüngeren, ihr intellektuell unterlegenen Mädchen zustande, denen sie vorschrieb, was gemacht werden sollte. Zeitweilig bevorzugte sie es, in den Spielen ausgeprägt männliche Rollen darzustellen: zum Beispiel den Prinzen, der die Dornröschen-Freundin erlöst.

Seit Beginn der Betreuung stand fest, daß Frau M.s Erziehungssorgen eng mit ihrem eigenen Mutterkonflikt verwoben waren. Sobald sie auf ihre Mutter zu sprechen kam, brach sie immer wieder in Tränen aus. Viele Male klagte sie sich an, sich an ihrer Mutter versündigt zu haben. Die nächtlichen Träume, in denen sie ihre sterbenskranke Mutter vor sich

sah, rissen monatelang nicht ab. Wie bereits erwähnt, verwandelte sich das Traumbild der Mutter mehrmals in die Tochter D. – Allmählich stellten sich jedoch Anzeichen dafür ein, daß sich der Schuldkonflikt ein wenig auflöste. Sie vermochte bereits gelegentlich, ohne affektive Unruhe über ihre Mutter zu sprechen. Ein Jahr nach Beginn der Betreuung berichtete sie strahlend über einen «schönen Traum»: Sie hatte ihre Mutter glücklich im Arm gehalten. – Als sich nunmehr der Druck der Schuldangst gegenüber der Mutter etwas verringerte, veränderte sich prompt die Einstellung gegenüber D.: Die zwangshaften Ideen, sie müsse an D. etwas gutmachen, sie dürfe ihr keinesfalls wehe tun, sie müsse sie vor tödlichem Unheil bewahren, ließen an Intensität vorübergehend nach. Jetzt erst vermochte Frau M. unserem Rat zu folgen, die polypragmatische Fürsorge für D.s Nahrungsaufnahme und ihren Stuhlgang zu reduzieren. Plötzlich konnte sie ruhig mit ansehen, daß D. einmal wenig aß oder zwei Tage lang keinen Stuhlgang hatte.

Verblüffend war D.s Reaktion auf die Einstellungsänderung der Mutter. Es beunruhigte sie offensichtlich, daß sie sich auf einmal der Möglichkeit beraubt sah, die Mutter durch Nahrungsverweigerung oder Verzögerung der Stuhlentleerung zu erpressen. Denn plötzlich legte sie einen bei ihr völlig unbekannten Eifer an den Tag, besonders brav zu essen und nicht nur täglich, sondern mitunter sogar zweimal am Tage eine Exkretion zustande zu bringen. Die Relation zwischen Mutter und Kind hatte sich also in diesem Punkt verkehrt: War bisher die Mutter ängstlich verwöhnend und das Kind retentiv, so löste jetzt zunehmende Retentivität der Mutter Verwöhnungsbereitschaft seitens der Tochter aus. Vermochte D. die Mutter nicht mehr mit ihren retentiven Symptomen zu ängstigen, so wollte sie ihr nun wenigstens mit besonderer Leistungswilligkeit im Essen und Ausscheiden imponieren. Gerade dieser radikale Wechsel von der Nahrungsverweigerung und der willkürlichen Retardation der Exkretionen zum gegenteiligen Verhalten bezeugt, wie weitgehend D. diesen Funktionsbereich als taktisches Mittel in die Auseinandersetzung mit der Mutter eingeschaltet hatte – nachdem sie allerdings zuerst von der Mutter dazu provoziert worden war. Inzwischen war indessen nun auch der Arzt in das Rollenspiel mit einbezogen. Und so hatte auch er in einem von D. genau vorbedachten Zeremoniell die Beseitigung ihrer Obstipation zu bestaunen: Sie hatte der Mutter verboten, über ihre pünktlichen Stuhlentleerungen Auskunft zu geben und ihr statt dessen auferlegt, auf eine entsprechende ärztliche Nachfrage mit den Worten zu antworten: «Bitte fragen Sie meine Tochter selbst.» Nach dieser würdevollen Introdution, die wunschgemäß mitgespielt wurde, verkündete sie das Wunder ihrer normalisierten Exkretion feierlich, um strahlend den vorberechneten Applaus entgegenzunehmen.

Nachdem sie seit der Kleinkindzeit ständig Einläufe und Laxantien erhalten hatte, erfolgten seit nunmehr 5^{1/2} Jahren trotz völliger Enthaltung von Mitteln pünktliche und regelmäßige Stuhlentleerungen.

Eines wurde der Mutter allmählich klar, daß alle Probleme, die sie mit D. hatte, genau die gleichen Probleme waren, die sie mit ihrer Mutter erlebt hatte. Sie lernte, daß ihre auf D. bezogenen Wünsche, Ängste – und neuerdings auch Vorwürfe – von ihrer Mutter her auf das Kind übertragen waren. Wie es aber ursprünglich zur Entstehung ihrer massiven Schuldgefühle gegenüber ihrer Mutter gekommen war, dafür haben sich erst im letzten Jahr der geschilderten Beobachtungszeit bemerkenswerte Hinweise ergeben. Eines Tages berichtete Frau M. voller Unruhe, daß ihre Tochter neuerdings dazu neige, sich entblößt im Bett zu räkeln und dabei die Aufmerksamkeit des Vaters auf sich zu lenken. Frau M. war auffallend besorgt über dieses Verhalten und wollte vom Arzt wissen, ob es richtig sei, daß sie gegen diese Versuche D.s eingeschritten sei. Im Zusammenhang mit diesem Bericht fiel ihr plötzlich eine Szene aus der eigenen Kindheit ein: Sie sei etwa 11, 12 Jahre alt gewesen. Da habe ihr Vater eine Freude daran gehabt, sie am Bauch zu kitzeln und im Spaß zu kneifen. Sie habe den Vater wohl zurückgewiesen, aber insgeheim sei es ihr doch sehr angenehm gewesen. Heute wisse sie: Das hätte der Vater nicht tun dürfen! Im gleichen Zusammenhang fielen ihr wiederholte Träume ein, in denen sie sich beim Auskleiden beobachtet fühlte. Anknüpfend an die erinnerte Kindheitsszene fand Frau M. nun erstmalig Zugang zu einer Seite ihrer Beziehung zum Vater, die sie sich nie zuvor einzugestehen gewagt hatte: Sie hatte den Vater nämlich keineswegs immer nur abgelehnt, sondern auch starke positive Gefühle und Wünsche auf ihn gerichtet. Selbst die Phantasie, den Vater zu verführen, hatte eine Rolle gespielt. Diese «ödipalen» Wünsche hatten aber große Schuldgefühle in ihr geweckt und waren der Verdrängung erlegen, zumal die Mutter, die sie insgeheim beim Vater zu ersetzen wünschte, alles getan hatte, um ihr schon eine harmlose Sympathie für den Vater als Sünde erscheinen zu lassen: Erzählte die Mutter ihr doch immer gleich alle Missetaten des leichtlebigen Vaters und die Plagen, die sie durch ihn erdulden müsse. Sie arbeitete, opferte für die Familie, weil der unzuverlässige Vater seine Pflichten versäumte. Sie hatte da und dort Schmerzen, da sie eben – wie sie es Frau M. darstellte – wegen des Vaters über ihre Kräfte schufteten und sich verbrauchen mußte. Natürlich mußte sich Frau M. da als schlimm fühlen, daß sie insgeheim den «bösen Vater» doch liebte und damit die Mutter gleichsam verriet, die sie doch so sehr als Bundesgenossin und Stütze gerade gegen den Vater brauchte. – In diesem «ödipalen» Zwiespalt liegt also die Wurzel der Zwangsbefürchtung vom mütterlichen Tode

und des qualvollen Schuldgefühls, das die Beziehung Frau M.s zu ihrer Mutter seither beherrscht hatte und das sie bis heute nur zum kleineren Teil überwunden hat.¹²⁸

Die Grenzen des während der 7^{1/2}jährigen Beobachtung erreichten Fortschritts sind deutlich: Frau M. hat zwar ihre neurotische Gefügigkeit gegenüber D.s Launen bei der Nahrungsaufnahme und Ausscheidung reduziert und damit deren Eßstörung und Verstopfung beseitigt. In anderen Bereichen indessen spielt sie D. gegenüber nach wie vor das ängstliche, Strafe erwartende Kind und läßt sich entsprechend von D. tyrannisieren.

Noch immer hat D. zu Hause das Zepter fest in der Hand. Sie weist die Mahnung der Mutter zurück, sich bei den Schularbeiten mehr zu beeilen. Sie droht der Mutter, in diesem Fall unsauber zu schreiben. Wörtlich teilt die Mutter mit: «Oft ist zwischen uns ein Machtkampf. Wofür ich schwärme, das lehnt D. extra ab. Ich mag zum Beispiel alle Asten, bloß nicht die roten und die blauen. Prompt findet D. gerade die roten und blauen am allerschönsten... Wo sie kann, läßt sie mich fühlen, daß sie überlegen ist, zum Beispiel auch beim Notenlesen.» Beim Schularbeiten machen setzt D. kategorisch durch, daß die Mutter die ganze Zeit dabei sitzt.

D. liebt es, mit der Mutter zu «rangeln». Dabei muß die Mutter unterliegen. Leistet die Mutter zuviel Widerstand, wird D. böse. – Im Schwimmstadion haben Mutter und Tochter «Einkriege-Zeck» gespielt, teils um das Schwimmbecken herumlaufend, teils im Wasser hintereinander herschwimmend. Als die Mutter sich einmal nicht schnell von D. einholen ließ, bekam das Mädchen einen regelrechten Wutausbruch und versetzte der Mutter im Wasser einen heftigen Schlag auf den Kopf. Man sieht: Noch immer lebt das Kind in der Angst, die Mutter könne ihr entweichen. Und noch immer bekommt die Mutter prompt ihre Strafe, wenn sie sich D.s Verfügungsgewalt entziehen will. Und diese Strafen passen eben wie ehemals genau zu der Schablone der mütterlichen Schuldgefühle und Strafbedürfnisse.

Wenn D. die Mutter straft, so tut sie das allerdings nach wie vor nicht allein wegen der mütterlichen Strafbedürfnisse und auch nicht nur deshalb, weil sie in ihrer Angst die Mutter immerfort bei sich festhalten will. Sie ist auf die Mutter ohne Zweifel auch echt wütend, und zwar deshalb, weil sie immer herausgespürt hat, daß die mütterliche Überbesorgnis ihren Ursprung in unterdrückten negativen Impulsen hat. Noch kürzlich setzte D. beim Satzergänzen den Anfang: «Meine Mutter hat es am liebsten, wenn ich...» so fort: «wenn ich in der Schule bin.» Das heißt: eigentlich wünscht mich meine Mutter weit fort! Darin zeigt sich eben, wie fein das Kind die unbewußten Phantasien der Mutter lesen

kann. Obwohl sie von dieser doch ein Übermaß an Behütung, Nachgiebigkeit und Besorgnis erlebt, wie es kaum ein anderes Kind erfährt, so errät sie doch genau, daß der Mutter unbewußt das Gegenteil dessen vorschwebt, was sie tut. In der Tat hat Frau M. ja eben nicht nur ihre «Reaktionsbildung» (nämlich die ängstliche Unheilverhütungs-Polypragmasie), sondern genauso die unbewußten Aggressionen von ihrer Mutter auf D. «übertragen». Das Kind versteht seine Rollenschrift also im Grunde genau so, wie sie gemeint ist.

Zusammenfassung: Das Leben von D.s Mutter, Frau M., ist gekennzeichnet durch ihr vergebliches Bemühen, ihren persönlichen Mutterkonflikt zu bewältigen. Infolge der engen Anklammerung der klagenden Mutter an sie und der fortgesetzten Appelle an ihre Beschützer- und Trösterrolle vermochte sie sich als Kind ihre auf den Vater gerichteten Wünsche und ihre Rivalitätsgefühle gegenüber der Mutter nicht einzugestehen. Vielmehr verfielen diese «ödipalen» Impulse der Verdrängung. Ihren schweren inneren Kampf spiegeln die massiven Schuldgefühle wider, die Frau M. seither verfolgen. Das angsterfüllte Bemühen, von der Mutter jedes kleine Ungemach abzuwenden, ist sicher als Reaktionsbildung zu werten, die einer «Gegenbesetzung» gegen die verdrängten Aggressionen dient.¹²⁹ Die Verdrängung bewirkte, entsprechend den Erfahrungsregeln der Psychoanalyse, eine bleibende «Fixierung» Frau M.s an ihren Konflikt. – So blieb sie selbst nach ihrer – mit starken Schuldgefühlen vollzogenen – Heirat in neurotischer Weise an ihre Mutter gebunden.

Wie so oft in ähnlichen Fällen führte der Tod der Mutter zu einer Verschärfung der Schuldgefühle. Da kam die Tochter Dagmar zur Welt, auf welche Frau M. sogleich die aus ihrem eigenen ungelösten Mutterkonflikt herrührenden Vorstellungen und Affekte übertrug. Folgende Hinweise machen ganz deutlich, daß D. gewissermaßen schon mit ihrer Geburt in die Rolle eines Ersatzes für die verstorbene Mutter von Frau M. eintreten sollte:

1. Die Zwangsbefürchtung der Mutter, sie könnte D. schaden, bei ihr eine Krankheit hervorrufen oder sogar durch Versäumnis ihren Tod verursachen, ist eine in allen Einzelheiten genaue Fortsetzung ihrer vor dem auf die eigene Mutter gerichteten Besorgnisse.

2. Der Gedanke, sie habe an D. etwas gutzumachen, verrät deutlich die Herkunft aus der jahrelang geäußerten, mit depressiven Verstimmungen verknüpften Idee, sie habe eine mit dem Tod ihrer Mutter zusammenhängende schwere Schuld zu sühnen.

3. Einen weiteren Anhaltspunkt lieferten ihre Träume. Sie erwachte oft nachts weinend aus Träumen, in denen sie ihre Mutter auf dem

Krankenbett liegen sah. Mehrmals verwandelte sich dabei die sterbende Mutter in D.

4. Schließlich ist das gesamte unterwürfige, abhängige Verhalten der Mutter gegenüber D. ein zusätzlicher Anhalt dafür, daß die Rollen zwischen beiden vertauscht sind. Die Mutter gehorcht D., läßt sich von ihren Drohungen stets erpressen und erträgt wehrlos die Kränkungen und Bestrafungen, die D. ihr gern zufügt, sobald sie sich den Ansprüchen des Kindes nicht fügen will.

Es entsteht die groteske Situation, daß Frau M. bereits im Unmuts-Geschrei ihres Kleinkindes die strafenden Vorwürfe ihrer Mutter heraushört. Sie ist schon die infantile Sklavin ihrer Tochter, als diese noch nicht einmal die Hirnreife zu geordneten Wahrnehmungs- oder Denkakten besitzt. So entwickelt sich die für D.s Rolle charakteristische *Zwiespältigkeit*: Das Kind erlebt zugleich *Frustration* und *Überfluß*. Primär und grundlegend ist die *Entbehrung* einer in ihrer Liebe souveränen und Halt gebenden Mutter, deren Führung sich D. in blindem Vertrauen passiv überlassen könnte. Man darf diesen Mangel als die Wurzel ihrer großen Angst ansehen. Zudem vermag sie, wie sich gezeigt hat, durchzuspüren, daß die Mutter in ihrem affektiven Hintergrund von aggressiven Phantasien gequält wird, die sich in ihren hypochondrischen Vorstellungen widerspiegeln. – Auf der anderen Seite erlebt D. die Mutter als eine bis zur Selbstaufopferung bereite kindliche Dienerin, die ihr keinen Wunsch versagen kann. Wenn D. diese grenzenlose Willfährigkeit der Mutter nun bis zum Äußersten ausnutzt, so ist man geneigt, dies nicht allein als Ausdruck einer anlagebedingten Ansprüchlichkeit zu werten, sondern auch – und sogar in erster Linie – als eine sehr plausible Reaktion auf die Erfahrung der Schutzlosigkeit: Indem das Mädchen allmählich die Fähigkeit entwickelt, durch Schmerzáußerungen, Nahrungsverweigerung und Retardation der Stuhlentleerungen die Mutter virtuos zu beherrschen, verschafft sie sich damit in aktiver Weise ein Surrogat für den entbehrten mütterlichen Halt.

Also nicht D. ist es primär, welche die Mutter unbedingt ihrer Herrschaft unterwerfen will, sondern die Mutter dirigiert das Kind unbewußt in die dominierende Position hinein und konstellierte damit genau das Rollenverhältnis, wie sie es seit der Geburt des Kindes angelegt hatte. Tatsächlich nimmt D. in wesentlichen Zügen die Mutter-Ersatz-Rolle an, die ihr zugedacht ist, während die Mutter selbst sowohl ihre infantilen Anlehnungswünsche wie ihr ursprünglich auf die eigene Mutter gerichtetes Sühnebedürfnis placieren kann.

lassen. Hätte Frau F. indessen ihren Konflikt nicht bewältigt und – wie sie es selbst erlitten hatte – das Kind bis über die Pubertät hinaus mit sexueller Neugierde und einer endlosen Folge von einschlägigen Mahnungen und Strafen verfolgt, so hätte sie dem Mädchen höchstwahrscheinlich eine Neuauflage ihres eigenen Schicksals bereitet.

2. Krankengeschichte Lars U., 1943 geb.

Vorgeschichte: Lars ist Einzelkind. In der näheren Aszendenz sind keine Erbleiden bekannt.

Lars' Mutter ist eine gefühlvolle, aber verhärmte Frau, die seit Jahren an einem «nervösen Magenleiden» laboriert. Nach ihrer eigenen Darstellung zermüht sie sich in dem Bemühen, den nach siebenjähriger Ehe geborenen Jungen gegen dauernde ungerechtfertigte Vorwürfe ihres Mannes zu schützen.

L.s. Vater, ein hagerer, gallenkranker Kriminalbeamter, ist die für L.s. Rollenbestimmung in erster Linie maßgebliche Figur in der Familie. Er ist bei einer harten, unduldsamen Mutter aufgewachsen, bei der es ihn besonders kränkte, daß sie ihn nicht selten an den Vater «verriet», wenn er sich etwas hatte zuschulden kommen lassen. «Ich wurde noch so richtig autoritär erzogen! Prügel gab es genug! Taschengeld kannte ich überhaupt nicht, aber das ist ja wohl auch nur so eine moderne Erfindung!» Er wurde überhaupt sehr karg gehalten. Als er später eine handwerkliche Ausbildung bekam, mußte er seinen Gesellenlohn bis auf den letzten Pfennig zu Hause abliefern. Allerdings versteckte er öfter sein Geld in Schlupfwinkeln, «sonst hätte mir die Mutter ja doch alles abgenommen».

So fand er doch hin und wieder eine List, um sich sein hartes Los etwas zu erleichtern. Er berichtet auch, wie es ihm mitunter durch Schmeicheln gelang, den Vater gnädig zu stimmen, wenn die Mutter sich bei diesem über ihn beklagt hatte. Er habe schon allerhand Streiche verübt – welche? Das wollte er außer dem Eingeständnis des heimlich beiseitegelegten Gesellenlohnes nie recht verraten. Dafür haben wir durch seine Frau und seinen Sohn erfahren, daß er noch heute, als knapp 50jähriger, insgeheim aus der Speisekammer nascht, obwohl die Familie in guten Verhältnissen lebt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Naschzwang, der ja auf der gleichen Linie wie das Geld-Verheimlichen liegt, ebenfalls ein Relikt aus der Kindheit ist.

Bezeichnend ist es aber nun für Herrn U., daß er der eingestandenen harten und stark einschränkenden Erziehung, die ihm zuteil geworden ist, heute begeistert Loblieder singt. Der Verfall der heutigen Jugend sei nur eine Folge zu lascher Erziehung. Gegenwärtig würden die Kinder

viel zu sehr verwöhnt, da dürfe man sich nicht wundern, wenn keiner mehr etwas leisten wolle und die Jugendkriminalität laufend ansteige. – Man sieht hier bereits den klaffenden Widerspruch zwischen der Ideologiebildung und seinen verhüllten Wünschen: Obwohl ihm die Frustration seitens seiner Eltern offenbar so unerträglich war, daß er zu seinen Listen und Heimlichkeiten Zuflucht nehmen mußte, die er selbst heute noch nicht überwunden hat, so verherrlicht er nichtsdestoweniger eben diese drakonisch autoritäre Erziehungsmethode. *Er konfrontiert sich also nur mit dem Aspekt seines Selbst-Bildes, welcher dem von den Eltern übernommenen strengen Ich-Ideal bzw. Über-Ich entspricht. Dafür verleugnet er den anderen Aspekt seines «Selbst-Bildes», nämlich seine negative Identität.* Wie er sich mit dieser indessen auseinandersetzt, wird sich in der Beziehung zu seinem Sohn späterhin zeigen.

Nach einer handwerklichen Ausbildung gelangte er später in den Polizei-Dienst, wo er dank seiner Intelligenz und seines Eifers gut vorankam. Allerdings ist er bei Mitarbeitern und Untergebenen gefürchtet, weil er auf die harmlosesten Verstöße gegen Korrektheit und Gerechtigkeit gleich überempfindlich mit großer Schärfe reagiert. Er ist grundsätzlich der Meinung, daß es den jüngeren Beamten heute an der rechten Pflichtauffassung fehle. Alle wollten nur das Nötigste tun, keine Minute über ihre Dienstzeit hinaus arbeiten. – Er hat offenbar, wie es auch seine Frau darstellt, großes Geschick darin, irgendwelche Unterlassungen bei seinen Kollegen aufzuspüren und selbst Bagatelldeliktvergehen zu großen Affären aufzubauschen.

Frau U. erging es in ihrer Ehe nicht sehr viel besser als den Mitarbeitern ihres Mannes im Betrieb. Er bewies einen ausgeprägten Hang zur Eifersucht und zu kleinlicher Nörgelei, wenn sie ihm nicht alles recht machte. Ganz schlimm wurde es damit aber, als L. geboren war und ihr Mann sie in zunehmendem Maße kritisierte, weil sie den Jungen angeblich zu sehr verhätschelte und ihm alles zu leicht mache. Sie werde aus L. noch ein «Muttersöhnchen» machen. Und er wisse aus seinem Justiz-Dienst, daß die meisten Verbrecher auch als Kinder «Muttersöhnchen» gewesen seien. –

Als L. knapp drei Jahre alt war, stellte der Vater bereits kleine Verhöre mit ihm an: «Wenn man nicht jeden Versuch zu lügen und zu betrügen von vornherein im Keime erstickt, ist es künftig zu spät.» Nach der Einschulung wurden die Vernehmungen noch pedantischer. Der Junge war zum Beispiel zehn Minuten zu spät aus der Schule gekommen. Der Vater fragte: «Wann war die Schule zu Ende? ... Bist du gleich danach weggegangen? ... Bist du unterwegs nicht länger stehengeblieben? ... Genau, wie lange? ... Ich gebe dir jetzt noch einen Augenblick Bedenkzeit, aber versuche nicht, mich zu täuschen!» usw. Ähnliche Szenen

wiederholten sich fast täglich. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Vater den Jungen bei kleinen Unwahrheiten ertappte. Darauf erfolgte nicht selten die Warnung: «So wie du haben alle großen Verbrecher einmal angefangen!»

Es empörte ihn, daß seine Frau L. oft in Schutz nahm und ihm vorwarf, er jage dem Sohn mit seiner Staatsanwalt-Manier zu viel Angst ein. So dürfe er sich nicht wundern, wenn der Junge ihm einmal etwas verheimlichen wolle, was ihm peinlich sei. – Herr U. drückte seine Genugtuung aus, wenn er seiner Frau gelegentlich beweisen konnte, daß L. tatsächlich einen Lapsus begangen hatte. Sie mußte übrigens immer als «Zeugin» bei seinen «Verhören» anwesend sein.

In der Schule erkundigte sich der Vater in kürzeren Abständen genauestens über Leistungen und Verhalten des Sohnes. In den ersten Jahren ergab sich dabei kein nennenswerter Anlaß für Beanstandungen. Aber allmählich ließen L.s Leistungen nach. Und es kam auch vor, daß er sich von stärkeren Jungen zu irgendwelchen Streichen verführen ließ, bei denen er prompt ertappt wurde. Besonders wurmte es den Vater, daß L. engen Anschluß an einen um mehrere Jahre älteren Hilfsschüler suchte, der ihn freundlich und rücksichtsvoll behandelte und der bei Auseinandersetzungen mit anderen treu zu ihm hielt. «Immer geht er dahin, wo man ihn schlecht beeinflußt», rügte Herr U. – L.s nachlassende Leistungsbereitschaft, die zu schlechten Zeugnissen führte, bewog den Vater, den Jungen in unserer Beratungsstelle vorzustellen. Er hatte seiner Frau den Wunsch abgeschlagen, ihn und den Jungen hierher zu begleiten. Als Begründung gab er an, sie würde dem Arzt doch nur ein «schiefes Bild» geben und L.s Fehler bestimmt zu sehr verharmlosen.

In unserem Sprechzimmer zog Herr U. ein Blatt aus der Aktentasche, auf dem er Punkt für Punkt seine Beschwerden über den Sohn aufgeführt hatte – eine Methode, die er auch bei der späteren Betreuung beibehielt. Seine Klagen über L. ergänzte er durch ein Register von Vorwürfen über seine Frau, die an allem schuld sei. Sie sei zu nachgiebig. Sie mache L. alles zu leicht. Sie halte weniger zu ihm, ihrem Mann, als zu dem Jungen. So sei es für ihn nicht verwunderlich, wenn es mit L. «laufend bergab» gehe. Er habe aus seiner Tätigkeit im Polizeidienst genügend Erfahrung, um zu wissen, was aus solchen schlechten Ansätzen, wie sie der Junge zeige, «noch alles» werden könne.

Die Befunde und Beobachtungen im August 1954 lauteten:

Körperlich: Großer, kräftiger Junge von athletischer Konstitution in gutem Ernährungszustand. Die organische Durchuntersuchung ergibt keine pathologischen Auffälligkeiten.

Psychisch: Bei überdurchschnittlicher Intelligenz (Raven-Test Gr. II) fallen seine ängstliche Unruhe und seine Fahrigkeit bei der Bearbeitung von Test-Aufgaben auf: Nach Lösungsversuchen blickt er jedesmal erst furchtsam gespannt den Untersucher an und sucht Bestätigung.

Während des gesamten Untersuchungs-Gesprächs behält er ein kontaktsuchendes Lächeln bei und zeigt eine eifertige Gefügigkeit. Er ist krampfhaft darum bemüht, einen guten Eindruck zu machen, und lockert sich erst allmählich in seiner Haltung erleichtert auf, als er merkt, daß mit ihm nichts Schlimmes geschieht.

Interessant sind nun einzelne Angaben zu den Bildern des «Thematic Apperception Test» von Murray:

Tafel 6 BM (Etwas ältere Frau hat einem großen jungen Mann den Rücken zugewendet. Letzterer blickt mit verwirrtem Ausdruck nach unten): «Ein junger Mann hat eine Straftat begangen, einen Diebstahl. Seine Mutter ist entsetzt darüber. Er bereut es ein bißchen.»

Tafel 14 (Silhouette eines Mannes – oder einer Frau – gegen helles Fenster. Rest des Bildes ist dunkel): «Ein Mensch, der Selbstmord begehen will, will aus dem Fenster springen.»

Tafel 20 (Schwach beleuchtete Gestalt eines Mannes oder einer Frau – in nächtlichem Dunkel gegen einen Laternenpfahl gelehnt): «Bei Schneefall an einer Laterne, an einem alten Haus. Da ist ein Detektiv, der beobachtet das Haus. Ein Geldfälscher wird gesucht.»

Auch bei anderen Gelegenheiten tauchen noch mehrfach Phantasien von Diebstählen und Bestrafung auf. Ebenfalls finden sich weitere Anhaltspunkte für depressive Vorstellungen, entsprechend dem Selbstmord-Einfall zu Tafel 14 im TAT. Bezeichnend erscheint übrigens die Verwendung des in der Umgangssprache sonst kaum gebräuchlichen Wortes «Straftat», das zweifellos der Polizisten-Terminologie des Vaters entlehnt ist. – Es erscheint immerhin bemerkenswert, daß die Phantasien des Jungen wichtige Züge des Bildes reproduzieren, das der Vater von ihm entworfen – bzw. auf ihn projiziert hat. Er sieht sich also selber bereits – wie er es ja auch immer nur vom Vater hört – als potentiellen Straftäter. –

Beim freien Zeichnen stellt er mit matter, zaghafter Strichführung auf zwei Blättern verschiedene Fahrräder und Motorräder dar. Er bemerkt dazu, daß ihm der Vater seit zwei Jahren ein Fahrrad versprochen habe, das er sich brennend wünsche. Zur Strafe habe der Vater aber den Kauf immer wieder hinausgeschoben.

Bei den nächstfolgenden Vorstellungen wirkt er freier und etwas selbstsicherer. Er fühlt sich offenbar dadurch ermutigt, daß er hier nicht kritisiert wird und daß er nicht fürchten muß, der Arzt werde gleich in die Front des Vaters gegen ihn einschwenken. Er berichtet nun einiges

über die häusliche Situation, wobei er immer wieder hilflos mit den Schultern zuckt, so etwa: «Da kann man ja doch nichts machen!» Es stellt sich noch heraus, daß der Vater ihn häufig schlägt, daß L. laufend Stubenarreste bekommt und im übrigen vom Vater auf Schritt und Tritt kontrolliert wird. Er gesteht spontan ein, daß er gelegentlich in der Speisekammer nasche. Das tue der Vater aber auch (das wird von der Mutter bestätigt). Interessanterweise hatte der Vater dieses Symptom des Jungen – es ist zu verstehen, warum – unerwähnt gelassen.

Diagnose: Neurose mit depressiven Zügen und Lernstörung.

Verlauf: Die Familie wurde über sieben Jahre beobachtet. Die Aufnahme einer Betreuung erwies sich wegen der starken Spannung zwischen den Eltern als besonders schwierig. Obwohl die Mutter vor Besuchen bei uns von ihrem Mann genaue Weisungen bekam, was sie berichten solle, enthüllte sie ungeniert ihre Gefühle und Auffassungen. Es wurde aus ihren Mitteilungen deutlich, daß ihr Mann ihren Umgang mit dem Jungen ständig mit eifersüchtigem Mißtrauen verfolgte. In seiner Gegenwart durfte sie nicht herzlich zu L. sein, weil sie sonst prompt dafür gerügt wurde. Versuchte sie, den Jungen zu rechtfertigen, brauste er auf. Sie solle den Jungen erziehen und nicht seinen Rechtsanwalt spielen. Uns erklärte sie: «Mein Mann will immer, daß ich ihm recht gebe, daß der Junge schlecht ist. Dabei hat der Junge doch noch gar nichts Schlechtes getan!... Ich bin schon ganz am Ende, völlig hoffnungslos. Mein Mann sieht in allen Menschen nur das Negative. Für ihn sind wir alle Schwindler oder Betrüger. Wie soll man das aushalten!» – Entrüstet war Herr U., als wir eines Tages seine Frau und L. brieflich einbestellten: Er könne doch wohl erwarten, daß der Arzt sich zuerst an ihn statt an seine Frau wende. Immer wieder argwöhnte er, seine Frau wolle ihn beim Arzt überspielen, sie sei ja doch nur daran interessiert, L.s Fehler zu vertuschen. Aber er werde schon dafür sorgen, daß alles ans Licht komme.

Wir rieten zunächst, den Jungen wegen seines Leistungsrückstandes vom Gymnasium auf den technischen Zweig einer Oberschule umzuschulen, da seine durch die affektive Störung bedingte Lernhemmung keine schnelle Besserung erwarten ließ, und seine Schulsituation prekär geworden war.

Regelmäßige Einzelaussprachen mit beiden Eltern führten ganz allmählich zu einer leichten Beruhigung der häuslichen Atmosphäre. – Der Vater kam zwar jedesmal erneut mit regelrechten «Anklageschriften», in denen L.s Fehlverhalten und zugleich die angeblich falschen Maßnahmen seiner Frau angeprangert wurden. Er schimpfte, warb aber

ebenso deutlich um Verständnis für sich selbst. Was ihn letztlich davon abhielt, den Kontakt zu uns abubrechen, waren ohne Zweifel seine schweren unbewußten Schuldgefühle. Wenn er sich auch nicht im mindesten darüber klar war, so kam er doch eigentlich weniger des Jungen als seiner selbst wegen zu uns. Denn im Grunde war es doch *sein* Problem, daß er *sich selbst* nicht ertragen konnte. Der Junge repräsentierte doch nur seine eigene unbewußte «negative Identität», mit der er nicht fertig zu werden vermochte. Er wünschte, daß wir seine Sorgen um den Jungen ernst nehmen sollten. Denn anderenfalls hätte er ja seine Projektion auf sich zurücknehmen müssen und damit seinen persönlichen Konflikt unerträglich verschärft, etwa vergleichbar dem Vater in dem von Zulliger zitierten Fall (s. S. 205). Zugleich wünschte er aber auch infolge seiner Teil-Identifikation mit L., daß dem Jungen geholfen werde, so wie ihm selbst geholfen werden sollte. –

Frau U. gelangte zweifellos schon dadurch zu einer gewissen Entlastung, daß sie für ihre schwere Situation Verständnis fand und in ihrer Tendenz bestärkt wurde, den Jungen kompensatorisch für die beständigen väterlichen Kränkungen zu bestätigen. Außerdem rieten wir ihr, ihren Mann mit weniger provokatorischen Mitteln zu einer Milderung seiner Härte zu bewegen. Sie sah ein, daß sie durch kränkende Herausforderungen das Verhältnis des Vaters zum Sohn nur noch schlimmer machen würde. Im übrigen versuchten wir, die sehr verständige Frau mit einer Aufklärung über die neurotische Motivation ihres Mannes zu stützen. In der Tat gewannen wir den Eindruck, daß sie allmählich weniger «mitagierte», das heißt die Ausbrüche ihres Mannes mit mehr Besonnenheit ertragen und damit zugleich seine Reizbarkeit dämpfen konnte.

Bei der Schwere der neurotischen Charakterstörung des Vaters ließ sich, zumal ohne eigentliche Behandlung, natürlich nur eine sehr oberflächliche Besserung der häuslichen Situation bewirken, und es war von vornherein zu erwarten, daß konfliktspezifische traumatische Ereignisse wieder zu verschärften Spannungen führen würden.

Immerhin hob sich L.s Leistungsbereitschaft in der Schule, zumal er den reduzierten Anforderungen des neuen Schulzweiges besser gewachsen war. Und er hielt die folgenden Schuljahre bis zum Abschluß mit ansprechenden Leistungen durch. Zweimal erntete er jedoch noch monatelange häusliche Repressalien, nachdem er gerade mit listigen Täuschungen versucht hatte, väterliche Strafgerichte zu umgehen. Einmal hatte er dem Lehrer die häusliche Telefonnummer unrichtig angegeben. Das andere Mal hatte er einem Polizisten auf der Straße eine falsche Adresse gesagt, als er auf dem Fahrrad wegen Nichtbeachtung einer Verkehrsregel angehalten worden war. In beiden Fällen erfuhr der Vater die Missetaten L.s. Nach dem letzten Vorfall sprach er ein halbes

Jahr mit dem Jungen kein Wort. Als seine Frau ihn nach einiger Zeit bedrängte, er solle doch einlenken, redete er vorübergehend auch mit ihr nicht. Jetzt müsse sie doch endlich einsehen, was sie für einen «sauberen Sohn» habe. – Monatelanger Taschengeld-Entzug, Vorenthaltung versprochener Geschenke, weitere Stubenarreste gehörten zu den vom Vater durchgesetzten Sanktionen, welche die Mutter dann wieder unter vielen Schwierigkeiten leidlich kompensieren mußte.

Trotz aller Rückschläge nahm L.s Stabilisierung allmählich zu. Die angedeuteten Verwahrlosungsansätze kamen in den letzten Jahren nicht weiter zum Durchbruch. Auch die Neigung zu passiver Resignation und zu subdepressiven Verstimmungen trat zurück. Er ist aktiver und entschlossener geworden. Obwohl er nach der Schule unbedingt Ingenieur werden wollte, steckte ihn der Vater in eine kaufmännische Lehre. Es spricht nun für L.s gewachsene Festigkeit und Selbstsicherheit, daß er diese Lehre durchhielt und erfolgreich abschloß, anschließend jedoch durchsetzte, daß er doch noch eine Ingenieur-Ausbildung bekam.

Eindrucksvoll ist es, wie der Vater L.s Fortschritte verleugnete und noch immer nach Beweisen dafür sucht, daß es mit dem Sohn schlimm stehe. Obwohl L.s Zeugnisse auf der Fachschule recht erfreulich sind, gibt sich der Vater damit nicht zufrieden. Er stöbert heimlich in den Sachen des immerhin 19jährigen Sohnes herum, bis er einmal in einem Heft eine Fünf entdeckt. Es beunruhigt ihn regelrecht, daß L.s Arbeits-eifer stark zugenommen hat, während er doch früher ausgesprochen leistungsunwillig gewesen war. Bei dem letzten Besuch in unserer Sprechstunde – nach insgesamt siebenjähriger Beobachtungsdauer – berichtet der Vater: «Der Junge arbeitet jetzt viel. Das muß ich ja sagen. Ob es aber echter Eifer ist, das möchte ich bezweifeln. Wahrscheinlich macht er es nur, um die Zeit totzuschlagen.» Diesen Zweifel wiederholt er später noch einmal. «Wissen Sie, Herr Doktor, ich sehe schwarz. L. ist ein richtiger Blender!» – Nun arbeitet der Junge also endlich fleißig – und erntet wieder nichts als Mißtrauen: Da muß doch irgend etwas anderes dahinterstecken, das kann doch nicht einfach Fleiß sein!

Auch seiner Frau gibt Herr U. noch immer keine Ruhe: «L. meckert öfter über seinen Brotaufstrich, den meine Frau ihm gibt. Am besten wäre es, wenn sie ihm dafür mal einige Wochen morgens keinen Kakao mehr geben würde. Der Junge hat ohnehin schon zu viel überschüssige Kraft!» – L. will sich neben dem Studium noch durch eine Nebenbeschäftigung Geld verdienen. Das läßt der Vater aber nicht zu: «Er braucht nicht noch Geld. Was er für Anschaffungen nötig hat, das bekommt er ja von mir.» –

Man sieht: An den väterlichen Projektionen hat sich, abgesehen von einer Milderung der Strafpraktiken, in den sieben Jahren nicht viel ver-

ändert. Um so erfreulicher ist es, daß L. jedenfalls weitgehend aus seiner Rolle herausgewachsen ist, so daß ihm jetzt ein aktiver Lebensaufbau zugetraut werden kann.

Zusammenfassung: Herr U. bietet einen ausgesprochen neurotischen Charakter. Er hatte eine Mutter, die ihn immer wieder dem Vater zu Strafgerichten auslieferte. Als Folge einer äußerst strengen, repressiven Erziehung verheimlichte er vor der Mutter sein Geld und verfiel auf einen noch heute ausgeprägten Naschzwang. Im Kontrast zu diesen pseudologischen Heimlichkeiten und oralen Triebdurchbrüchen, die er vor sich verleugnet, hat er nach dem Bilde der Eltern eine autoritäre Ideologie entwickelt und kämpft nun fanatisch für die Erziehungsgrundsätze, denen er seinen schweren neurotischen Konflikt verdankt. Um die Illusion eines positiven Selbst-Bildes aufrechterhalten zu können, das seiner triebfeindlichen Ideologie entspricht, externalisiert er den negativen Aspekt seines Selbst-Bildes durch Projektion und sieht folgerichtig um sich herum nur eine Welt von Lügnern und Räufern. Er entdeckt bei allen anderen Menschen kaum mehr andere Impulse als diejenigen, deren er selbst nicht Herr geworden ist bzw. an deren Integration er gescheitert ist.

Es kann nicht ausbleiben, daß seine Frau wie sein Sohn ebenfalls Opfer dieses Abwehrschemas werden. Dabei setzt die Eifersucht, mit der er seine Frau verfolgt, offenbar das Mißtrauen und die Erbitterung fort, die seine Mutter, die ihn ja immer wieder an den Vater verraten hatte, in ihm entzündet hatte. – Wie sehr es ihn dazu drängt, Lars zum «Sündenbock» zu machen, ergibt sich aus seinen Eingeständnissen, als er bereits dem 3-, 4jährigen Kind, das sich nichts weiter hat zuschulden kommen lassen, eine Verbrecherlaufbahn zutraut. Auch an diesem Beispiel zeigt sich wieder der unbewußte Verführungscharakter des elterlichen Verhaltens: Der Vater treibt den Jungen so in die Enge, daß diesem gar nichts anderes übrigbleibt, als sich bei Versäumnissen ertappen zu lassen, die der Vater dem Anschein nach verhüten will. Erst pflanzt Herr U. Lars ein Übermaß an Angst ein. Vor Angst muß der Junge schwindeln. Weil er aber schwindelt, liefert er dem Vater den erwünschten Vorwand zum Anklagen und Strafen.

Das väterliche Verhalten folgt also wieder dem für diese Rolle charakteristischen Schema: Er ist – unbewußt – ebensowohl der Anstifter und Verführer wie später der Häscher, der Staatsanwalt und der Strafvollzugs-Beamte seines Sohnes in eigener Person. Erst wird L. zum «Delinquenten» präpariert, dann wird er dafür verfolgt.

Bezeichnenderweise sind L.s gelegentliche kleine Schwindeleien in jedem Fall dadurch motiviert, daß er vor dem Vater einen Lapsus ver-

bergen will, um dessen sadistische Strafgerichte zu vermeiden. Dieser tut indessen nichts, um die Ängste des Sohnes zu mildern. Im Gegenteil: Mit seiner Technik der Dauerbestrafungen (jahrelang wird zum Beispiel das versprochene Fahrrad zur Strafe vorenthalten) schüchtert er L. nur noch mehr ein. Bezeichnend ist dabei, daß Herr U. speziell die Versagungen reproduziert, deren Opfer er früher selbst geworden war: L. wird immer wieder über Monate das Taschengeld entzogen – so wie er selbst früher keines erhalten hatte. Und entsprechend seinen eigenen oralen Entbehrungen, die seinen Naschzwang erklären, soll L. keine kostbare Nahrung (Kakao) bekommen. Als Signale dafür, daß L. in große Gefahr gerät, der für ihn präparierten Rolle zu erliegen, sind sein Resignieren in der Schule, seine allgemeine Passivität, seine Verstimmungen, seine pseudologischen Züge und seine auffallenden Phantasien von «Straftaten» zu werten. Interessant ist noch, daß er mit dem Naschen ein manifestes Symptom des Vaters übernimmt.

Während der Vater seine Sündenbock-Projektion auf L. während unserer siebenjährigen Beobachtung kaum reduziert hat, ist es dem Jungen doch geglückt, sich gegen die Rollenvorschrift des Vaters zunehmend abzusichern. Das verdankt er sicherlich einerseits dem kompensatorischen Einfluß der sehr vernünftigen und einsichtigen Mutter, aber auch der Stützung, die er durch unsere Betreuung erfuhr. Wenn sein innerer Halt auch noch immer nicht sehr groß ist, so sind echte Fortschritte in seiner psychosozialen Entwicklung doch unverkennbar. Das Erlöschen seiner ersten Verwahrlosungsansätze und die erfolgreiche Schul- und Berufsausbildung sind ein Erfolg – den alle außer dem Vater wahrnehmen. Wenn dieser sich auch noch heute an die Fiktion hält, der Junge arbeite doch nur aus unechten Motiven, seine Fortschritte seien nur Blendwerk, es werde am Ende mit ihm doch schiefgehen – so muß er deshalb so «schwarz sehen», weil er es nicht ertragen würde, wenn ihm L. den negativen Aspekt des eigenen Selbst-Bildes nicht mehr abnähme. Die Angst, daß er seine «linke Seite» selber tragen müßte, anstatt sie wie bisher auf den Sündenbock-Sohn projizieren zu können, zwingt ihn zu dieser fast tragisch anmutenden Verfälschung der Realität der positiven Entwicklung des Sohnes.

Traumatische Bedeutung der Rolle

Unter allen durch parziöse Projektion bestimmten Rollen erscheint die Sündenbock-Rolle grundsätzlich als die gefährlichste für das Kind. Gelingt es dem Kind nicht, wie Lars U., sich unter Anlehnung an eine andere Beziehungsperson gegen die Rollenvorschrift der betreffenden Elternfigur zu wehren, so bestehen für eine gesunde seelische Entwick-